

Eine Gefahr bei der Deklination

Autor(en): **Schmid, Aug.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **28 (1944)**

Heft 10-11

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419941>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und Kirchensprache vom Italienischen auf das Romanische umgefaltet. Dagegen ist es im hintersten Dorf des Tales, in Bivio (von wo der Julier- und der Septimerpaß ausgehen), immer noch so: die Ortsprache ist romanisch, dagegen gilt als Schul-, Kirchen- und Schriftsprache das Italienische. Die romanisch Sprechenden sind dort, wie alle übrigen Oberhalbsteiner, katholisch, während die Träger des italienischen Einflusses aus dem benachbarten Bergell Eingewanderte, also Reformierte sind. Auf diese Weise ergeben sich in Bivio, wie Blocher sagte, „die sonderbarsten Sprach- und Kirchenverhältnisse vielleicht in ganz Mitteleuropa“. Daß dem immer noch so ist, zeigte mir kurz, aber überzeugend ein Blick auf einen Anschlag an der Kirchentüre:

Culti evangelici. Predgias rumantschas. Evangelische Gottesdienste. 4 giugno — 16 luglio: Ogni domenica predica italiana alle ore 10³/₄.

Bivio, wie unscheinbar bist du, kleines Dörfchen zuhinterst in diesem Tal, das nicht nur zwei Konfessionen, sondern sogar drei Sprachen kennt. —

In der nächsten Nummer werden wir die Zustände im Engadin ins Auge fassen.

Eine Gefahr bei der Deklination

Unter den neuern Sprachen zeichnet sich das Deutsche auch dadurch aus, daß es noch eine ziemlich gute Deklination der Hauptwörter und der beigelegten Eigenschaftswörter besitzt. Während im Englischen noch ein schwacher Rest, nämlich der Wesfall von Personennamen, geblieben ist, fehlt im Französischen und im Italienischen die eigentliche Deklination der Hauptwörter gänzlich; diese Sprachen müssen sich mit der bloßen Andeutung der Fälle mit Hilfe von Vorwörtern begnügen, und dabei fehlt die klare Bezeichnung des Wenfalls gänzlich; man kann das Vorliegen dieses Falls nur aus der Stellung des Wortes im Satz erkennen. Gerade weil im Deutschen der sprachliche Fall durch angehängte Endungen zum Ausdruck kommt, besitzt unsere Sprache eine große Freiheit und Beweglichkeit im Satzbau.

Es wird nun aber oft zu wenig bedacht, daß unsere Deklination nur ziemlich gut ist, lange nicht so gut wie etwa die lateinische. Oft fehlen die klaren Endungen, vor allem bei den weiblichen Hauptwörtern, und das führt häufig zu einer unklaren Ausdrucksweise, bei der der Leser über die Sache wegstolpert, manchmal den Satz sogar falsch versteht. Wer auf gute Sprache Wert legt, hat auf diese gefährliche Klippe zu achten. Ungemein häufig vergißt man dies aber. Sogar bedeutende Dichter und Schriftsteller lassen es hier manchmal an der nötigen Sorgfalt fehlen. Die zwei berühmtesten (oder vielmehr berüchtigtsten) Beispiele dieser Art finden sich in Klopstocks Ode „Der Züricher See“ und in Ernst Moritz Arndts Gedicht „Des Deutschen Vaterland“. Bei Klopstock heißt es:

Hallers „Doris“, die sang, selber des Liedes wert,
Hirzels Daphne, den Kleist innig wie Gleimen liebt.

Und bei Arndt:

Soweit die deutsche Sprache klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt.

Im ersten Falle wird jeder unbefangene Leser die Sache zunächst so auffassen, daß Hallers Tochter Doris ein Lied gesungen habe; erst nachträglich merkt man, wie es sich verhält: Hirzels Tochter Daphne hat ein Lied, nämlich Hallers Gedicht „Doris“, gesungen. Bei Arndt versteht man zuerst, Gott selber im Himmel droben singe Lieder. Erst nachdem man bemerkt hat, daß dies unsinnig ist, errät man, was der Dichter gemeint hat.

In den letzten Monaten habe ich mir beim Lesen der verschiedensten Bücher eine große Zahl solcher Beispiele herausgeschrieben. Alle haben das Gemeinsame, daß dabei der Leser erst nach einiger Zeit merkt, daß er den Anfang falsch verstanden hat. Jeder von uns hat gewiß schon auf der Reise beim Anhalten des Zuges in einem Bahnhof folgende Erfahrung gemacht: Man ärgert sich über den langen Halt. Endlich stellt man fest, daß es nun wieder weitergeht. Plötzlich aber empfindet man einen unangenehmen Ruck: In Wirklichkeit ist nur ein Zug auf dem Nebengleise abgefahren. Wie der letzte Wagen vorbeigegangen ist, merkt man, daß man noch am alten Orte sitzt. — Jeder, der ein deutliches Gefühl für die grammatischen Fälle in der Sprache besitzt, empfindet beim Lesen von Stellen wie den folgenden eine ähnliche Sinnestäuschung wie der Bahnsfahrrer.

Hier eine kleine Auswahl aus meiner Sammlung:

1. J. G. Seume beginnt seine Lebensbeschreibung mit dem Satze: „Das Mißliche einer Selbstbiographie kenne ich so gut als sonst irgend jemand.“

2. Aus Theodor Körners Erzählung „Hans Heilings Felsen“:

„Gleich nach seiner Ankunft im Dorfe kränkelte der Vater schon, und die plötzliche Freude des Wiedersehens konnte der alte Mann nicht ertragen.“

3. Karl Julius Weber: „Die Religion und die Religionen“:

„Die Mutter pries sich glücklich, deren Kind ein heilig Krokodil gefressen hatte.“

4. Lessing: Abhandlung über die Fabel:

„Diese Einteilung also, von welcher die Lehrbücher der Dichtkunst ein tiefes Stillschweigen beobachten, ungeachtet ihres mannigfaltigen Nutzens in der richtigern Bestimmung verschiedener Regeln; diese Einteilung, sage ich, vorausgesetzt, will ich mich auf den Weg machen.“

5. Goethe. Brief an Zelter vom 27. Juli 1807:

„Interessante Menschen von sehr verschiedener Art habe ich kennen lernen.“

Ebenda, Brief vom 6. Juni 1811:

„Mögen Sie auf Ihrem Wege nach Schlesien alle harmonischen Geister begleiten.“

7. Wilhelm Bode: „Die Tonkunst in Goethes Leben“:

„Seine (Lobes) Urteile schätzten z. B. Mendelssohn und Liszt sehr hoch.“ (Gemeint ist, M. und L. haben die Urteile Lobes hoch geschätzt.)

8. Ernst Zahn: „Adrian Risch ging der Blick durch und durch.“

9. Prof. Dr. Ferdinand Vetter: Einführung zu seiner Gotthelf-Ausgabe:

„Die wissenschaftliche Leitung des ganzen Unternehmens und insbesondere der textkritischen Arbeit hat vorläufig der erstunterzeichnete der drei Herausgeber übernommen.“

10. Dr. Oskar Linke. Vorwort zu seiner Ausgabe von Fr. Hebbels Werken:

„Die Krone von Hebbels dramatischem Schaffen bilden „Die Nibelungen“.“

Ich habe hier absichtlich nur Beispiele von bekannten, zum Teil sogar berühmten Schriftstellern angeführt. In Zeitungen und Zeitschriften finden sich derartige Belege zu Hunderten und zu Tausenden. Es seien hier aus einer reichen Sammlung nur noch zwei solche Fälle (oder Unfälle) angeführt.

11. Aus einem Aufsatz im „Eidgenössischen Sängerbund“:

„Die Gedichtsammlung ‚Leyer und Schwert‘ des für das Vaterland gefallen Dichters Theodor Körner vertonte schon 1814 Karl Maria von Weber.“

12. Aus einer Buchbesprechung in der „Schweizerischen Lehrerzeitung“:

„Carl Helblings Absicht, dem Brieffschreiber Gottfried Keller Freunde zu werben, verdanken wir die Publikation von 88 Briefen.“

Aus einer Unzahl von sprachlichen Verstößen auch ganz anderer Art als der hier gezeigten ersieht man, daß bei sehr vielen Leuten der Sinn für die grammatikalischen Fälle, d. h. nicht nur für deren äußere sprachliche Form, sondern auch für den gedanklichen Zusammenhang, recht dürftig entwickelt ist. Wer aber hier seiner fühlt, der hält sich unter andern auch an folgende Regel: Vermeide es, wenn immer möglich, einen Satz mit einem Wem- oder Wenfall anzufangen, der nicht gleich als solcher erkennbar ist, besonders dann, wenn es eine weite Strecke geht, bis sich die Sache aufklärt.

Aug. Schmid.

Nachwort des Schriftleiters. Grundsätzlich hat der Verfasser gewiß recht: die Tatsache, daß verschiedene Fallformen nicht ohne weiteres erkennbar sind, enthält eine Gefahr, die ein sorgfältiger Schreiber vermeiden wird. Ist unser Kritiker aber nicht in der Anwendung zu streng? Die Beispiele aus Klopstock und Arndt sind ja in der Tat unverständlich oder lächerlich, aber von den zwölf andern dürfte man schon einige gelten lassen. Daß ein Satz mit einem erkennbaren Wenfall (eines männlichen Hauptworts in der Einzahl also) anfängt, kommt so häufig vor, daß wir uns auch an nicht erkennbare (also von weiblichen und sächlichen, auch von männlichen in der Mehrzahl) gewöhnt haben. Denn wie jeder, der einigermaßen lesen gelernt hat, nicht mehr einzelne Buchstaben liest, sondern ganze Wortbilder auffaßt, so liest jeder, der sich mit Seume, Körner, Lessing, mit Goethes Briefen, mit einer Einführung in Gotthelfs oder Hebbels Werke beschäftigt, nicht mehr einzelne Wörter, sondern schon ganze Wortgruppen, einfache oder zusammengesetzte Satzglieder, und stellt sie sofort in das richtige gegenseitige Verhältnis, wenn sie nicht gar zu lang sind. Sobald sich der Leser in Beispiel 1 „das Mißliche einer Selbstbiographie“ vorgestellt hat, liest er auch „kenne ich“ und erkennt „das Mißliche“ sofort als Wenfall. Ähnlich in verschiedenen andern Beispielen. Die Voranstellung der Wenfall-Ergänzung ist manchmal doch sehr ausdrucksvoll, und es wäre schade, wenn man von diesem Mittel nicht Gebrauch machen dürfte, weil das Hauptwort zufällig weiblich oder sächlich ist oder in der Mehrzahl steht. Bei so abgelegenen Vorstellungen wie in Beispiel 3 kann zunächst freilich leicht ein Mißverständnis entstehen. So recht gefährlich aber ist wohl doch nur der vorangestellte Wemfall, wenn er kein Geschlechtswort bei sich hat, aus dem er erkennbar wäre, also vor allem von Personennamen. So in Beispiel 8, wo die Sakausage den Irrtum noch befördert; denn warum sollte es von diesem Adrian nicht heißen können, wohin er „ging“? Erst wenn man das dritte Satzglied („der Blick“) gelesen und als Satzgegenstand erkannt hat, merkt man, daß „Adrian“ Wemfall war. Noch schlimmer steht es in Beispiel 12, weil die Sakausage viel zu weit entfernt ist, als daß „Absicht“ als Wemfall erkannt werden könnte. Der Wemfall ist überhaupt seltener als der Wenfall, darum sind wir an seine Voranstellung weniger gewöhnt. Eine Klippe bleibt die Voranstellung einer nicht eindeutig erkennbaren Fallform, und ein sorgfältiger Schreiber wird sie nur sparsam verwenden, wenn er es gut meint mit dem Leser — und mit sich selber! Aber auch dann kann man sich noch verhauen. Offenbar im Bestreben, die Wenfallergänzung nicht zu lange werden zu lassen, sondern als solche möglichst bald erkennbar zu machen, schob ein Berliner Zeitungsschreiber

einmal eine dazu gehörende Beifügung im Wesfall ans Ende, wo sie auch auf den Satzgegenstand bezogen werden konnte, und schrieb: „Ein lebhaftes Interesse erregten die Sprünge der Affen, besonders der italienischen Kronprinzessin.“

Briefkasten

J. R. M., J. Sie haben recht, wenn Sie Ausdrücke wie „sehr un-menschlich“ und „sehr vorzüglich“ anstößig finden, aber warum soll etwas nicht „sehr modern“ oder „sehr preiswert“ sein können? Das Wörtchen „sehr“, das ursprünglich „verlezt, schmerzlich“ bedeutete (so noch in „versehren“ und „unversehrt“), dient uns heute zur Verstärkung von Eigenschaftswörtern, aber Eigenschaftswörter wie „unmenschlich“ und „vorzüglich“ sind selber schon so stark, daß sie für unser Gefühl keiner Verstärkung mehr fähig sind; man kann ihre Stärke höchstens noch bestätigen und sagen „ganz unmenschlich“ und „ganz vorzüglich“ („hundertprozentig“!). Eine Sache kann aber doch mehr oder weniger modern, mehr oder weniger preiswert sein, also auch sehr modern oder preiswert. — Auch gegen das Wort „kräftig“ scheinen Sie etwas zu empfindlich zu sein, wenn Sie sagen, ein Motor könne nicht „kräftig“, sondern nur „stark“ sein. Sie haben das Gefühl, kräftig können nur Lebewesen, Menschen oder Tiere sein, keine Motoren, auch keine Mauer; denn „Kraft“ entstehe erst durch Muskel- und Willensanstrengung“. Pauls Wörterbuch sagt zunächst, „Kraft“ bedeute allgemein „Fähigkeit etwas zu wirken vermöge leiblicher oder geistiger Beschaffenheit“. Das scheint Ihnen recht zu geben, aber es fährt fort, der Begriff sei „dadurch noch weiter ausgedehnt, daß nach Analogie der menschlichen Tätigkeit auch leblosen Dingen, von denen eine Wirkung ausgeht, Kraft beigelegt und schließlich die Kraft mit einer Art von Personifizierung verselbständigt wird“. Sie hören mit Ihrem feinen Sprachgefühl die ursprüngliche Bedeutung noch heraus; die Entwicklung ist aber weitergeschritten, und der Stil-Duden spricht denn auch schon von einer „kräftigen Suppe“, und wenn eine Suppe kräftig sein darf, so darf es doch wohl ein Motor heute auch.

H. Bl., J. Wenn es auch den Australiern gelungen ist, die Verbindungsstrecken der Japaner zwischen A und B zu durchbrechen und damit „den Gegner in seinen Stützpunkten völlig voneinander zu isolieren“, so ist doch dem Berichterstatter der Satz nicht gelungen, weil er ihn nicht klar durchdacht hat. Er schreibt vom Gegner in der Einzahl, zu „einander“ gehören aber immer mindestens ihrer zwei. Der Satz wird richtig, wenn wir das „voneinander“ streichen; denn dann stellt sich der Leser nur einen Gegner, diesen aber auf mehrere Stützpunkte verteilt vor. Oder wir sagen: „... die Gegner in ihren Stützpunkten“ oder einfacher: „... die Stützpunkte völlig voneinander zu — trennen“, weil „isolieren“ hier nichts anderes sagen will.

„Landwirte mit oder ohne eigenen Hof“ gibt es nicht, wohl aber „Landwirte mit oder ohne eigenen Hof“. Vielleicht liegt nur ein Druckfehler vor, aber der Fall ist verdächtig. Ganz streng genommen, müßte es eigentlich heißen: „Landwirte mit eigenem Hof und solche ohne eigenen Hof“, weil „mit“ den Wem- und „ohne“ den Wenfall verlangt. Wenn wir die Wiederholung des eigenen Hofes vermeiden, diesen aber nach dem zweiten Vorwort, dem „ohne“ richten, weil es näher liegt und deshalb in unserm Sprachgefühl stärker nachwirkt als das erste, begehen wir also einen kleinen grammatischen Fehler; er ist aber leichter zu ertragen als die schwerfällige Wiederholung oder der trockene Ersatz durch ein Fürwort: „Landwirte mit eigenem Hof oder ohne solchen“. Die Vorwörter „mit“ und „ohne“ bilden einen Gegensatz, berühren sich aber gerade deswegen und werden daher gern zusammengefaßt; die Formel „mit oder ohne“ bildet beinahe ein einziges Wort mit der Bedeutung „überhaupt“ und sollte deshalb einen bestimmten Fall regieren können, und dieser wird eher vom näher liegenden „ohne“ abhängen als vom ferner liegenden „mit“, also der Wenfall sein. Wenn es vor einem alleinstehenden Dingwort steht, hat das äußerlich auch gar keine Folgen, weil Wem- und Wenfall gleich lauten. In dem Ausdruck „Landwirte mit oder ohne Hof“ wird kaum jemand den Unterschied heraushören; wenn aber vor „Hof“ das Eigenschaftswort „eigen“ tritt, so kann man in der Tat den kleinen Fehler heraushören; denn wenn auch das „mit“ ferner liegt, wird es in der Regel doch stärker betont und mag in manchem Ohr stärker nachklingen und deshalb den Wemfall „eigenem“ verlangen. Aber der Wenfall wird doch vorzuziehen sein.

Ganz böse geht aber mit den Vorwörtern der Mann um, der schriftlich (!) behauptet, einer der wichtigsten „Punkte“ sei „der Mangel für eine ausreichende staatliche Landesversorgung“ gewesen, weshalb er den Parteien „Vernachlässigungen zugunsten des Volkswohls“ vorwirft. Dem Manne müssen wir Mangel an ausreichender Sprachbildung und Nachlässigkeit zuungunsten des Leserwohls oder einfacher: sprachliche Puscherei vorwerfen.